

Jahresbericht

der Gesellschaft für nützliche Forschungen

für das Geschäftsjahr 1932 (vom 1. 4. 32 bis 31. 3. 33).

(Das 132. Geschäftsjahr.)

Der Gesamtvorstand der Gesellschaft hielt am 20. Juli eine Sitzung ab, in der der Jahresbericht und der Kassenbericht für das Geschäftsjahr 1931 vorgelegt wurden, denen dann in der anschließenden Mitgliederversammlung die Genehmigung erteilt wurde. Im Anschluß an die Sitzung führte Abteilungsdirektor Dr. Loeschke die Erschienenen zu einer Besichtigung der neu aufgestellten Museumssäle der römischen Gläser und Keramik.

Der Jahrgang 7 der Trierer Zeitschrift ist wieder in 3 Heften im Umfang von 200 Seiten herausgegeben worden. Die Herausgabe des letzten Heftes verzögerte sich infolge Erkrankung des Herausgebers bis Ende Mai. Die finanzielle Lage der Zeitschrift ist infolge des weiteren Rückganges der Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln immer noch recht schwierig.

Aus den Reihen der Ehren- und Gesamtvorstandsmitglieder sind zwei schwere Verluste zu beklagen. Am 10. November wurde ihr das Vorstandsmitglied Brauereibesitzer N. Caspary entrissen, ein warmer Freund und Förderer aller Angelegenheiten heimatlicher Geschichte. Am 19. Februar wurde das Ehrenmitglied Landeshauptmann Dr. Horion unerwartet durch einen jähnen Tod dahingerafft. Als Vorsitzender des Heimatmuseumsverbandes mit aller rheinischen Geschichts- und Altertumsforschung eng verbunden, hat er auch unsere Bestrebungen jederzeit tatkräftig und fürsorglich unterstützt und sich dadurch auch im Kreise der Gesellschaft ein dauerndes Gedenken gesichert. Bei seiner Beisetzung in Düsseldorf ließ die Gesellschaft durch Abteilungsdirektor Dr. Steiner einen Kranz niederlegen.

Die Mitgliederzahl belief sich am 31. März 1933 nur noch auf 459.

Als Sommerausflug wurde am Sonntag, dem 25. September, unter Führung von Studienrat Dr. Steinhause eine Römerstraßenwanderung von Trier bis Langsur unternommen, an der sich 50 Mitglieder beteiligten.

Das Winterprogramm brachte folgende Vorträge:

- I) Mittwoch, den 9. November: Prof. Dr. Krüger, Römische Mosaiken in Deutschland.
- II) Mittwoch, den 14. Dezember: Prof. Dr. Keune, Taufborn und Herrenbrünnchen.
- III) Montag, den 30. Januar: (öffentliche Vortragsgemeinschaft) Geheimrat Dr. Wiegand-Berlin, Palmyra, die größte Ruinenstätte Syriens.
- IV) Mittwoch, den 22. Februar: Oberstudienrat Würtemberg, Trierer Kaiser.
- V) Mittwoch, den 29. März: Dr. Hävernick-Hamburg, Das Münzwesen der Rheinländer zur Zeit der Staufer.

Außerdem wurde aus Anlaß der Wiedereröffnung der Oberstocksäle des Provinzialmuseums nach Vollendung der Neuaufstellung der Abteilungen römisches Glas und römische Keramik am Sonntag, dem 27. November, eine Museumsführung für die Mitglieder der Gesellschaft veranstaltet.

Auf dem vom 19.—22. Mai in Hanau abgehaltenen und mit einer Limesfahrt verbundenen *Verbandstag* der West- und Süddeutschen Altertumsvereine vertrat Professor Krüger die Gesellschaft.

Mit dem Bericht über das Ergebnis der Ausgrabungen an der *Stiftskirche in Pfalz* ist Diplomingenieur Nagel unter Leitung von Baurat Kutzbach weiter beschäftigt. Infolge seiner mehrere Monate währenden ernsten Erkrankung ist der terminmäßige Abschluß nicht erreicht worden. Sein Dienstverhältnis zur Gesellschaft hat jetzt die Form eines Werkvertrages erhalten.

Die Kommission für die Denkmälerstatistik der Stadt Trier hielt am 14. November im Provinzialmuseum eine Sitzung ab, der Landeshauptmann Dr. Horion und Oberbürgermeister Dr. Weitz beiwohnten, ferner von auswärts Geheimrat Dr. Clemens, Landesverwaltungsrat Dr. Busley und Provinzialkonservator Dr. Graf Wolff-Metternich. Die Arbeiten an Band II des Denkmälerwerks sind namentlich dank dem Eintreten Prof. Kettnerichs für die Beschreibung der untergegangenen Kirchen wesentlich gefördert. Der Rest des Manuskriptes über die Liebfrauenkirche von Dr. Lückger ist noch immer nicht vollständig geliefert worden. Für den 3. Band, *Das römische Trier*, hat Prof. Keune einen Abschnitt Manuskript eingereicht.

An einer Sitzung der Provinzialkommission für die Denkmälerstatistik, die etwas verspätet am 12. April 1933 in Bonn abgehalten wurde, nahm Prof. Krüger als einziger Trierer Vertreter teil.

* * *

Berichte über die Führungen und Vorträge.

Die Römerstraßenwanderung von Trier bis Langsur am 25. September 1932.

Das böse Wetter der letzten Tage war nicht gerade dazu angetan, für die Teilnahme an der von der Gesellschaft für nützliche Forschungen auf vergangenen Sonntag angesetzte Römerstraßenwanderung zu werben. Aber zur Ehre der Mitglieder muß gesagt werden, daß die Launen des Wettergottes sie so wenig kümmerten, daß rund 50 Damen und Herren sich zu der Wanderung eingefunden hatten. Der Haupttrupp der Teilnehmer trat um 11 Uhr von der Palliener Seite der Neuen Brücke den Marsch an, ein kleinerer, der die bequemere Fahrt mit dem Autobus vorzog, holte ihn gegen $\frac{1}{2}$ 1 Uhr auf der Höhe hinter der Gillenbachquelle ein. Einen vortrefflichen Führer hatten die Wanderer in Studienrat Dr. Steinhausen, dessen Werk „Archäologische Siedlungskunde des Trierer Landes“, das auch die Frage der Römerstraßen ausführlich behandeln wird, in hoffentlich nicht allzu langer Frist als Ergänzungsband zu dem ersten Blatt der „Archäologischen Karte der Rheinprovinz, Trier-Mettendorf (mit Ortskunde)“ erscheinen wird.

Von der Neuen Brücke ausgehend bogen die Wanderer vor der Napoleonsbrücke ins Busental nach der früheren, jetzt durch eine neue ersetzen Alten Brücke, die den aus der Verbindung von Sirzenicher- und Gillenbach gebildeten Wasserlauf überschreitet, und stießen dort zuerst auf die von Trier nach Bitburg führende Römerstraße. Dr. Steinhausen gründete diese Annahme neben anderem auf einen in der Trierer Stadtbibliothek aufbewahrten Straßenbauplan von Andreas Seiz, dem Bruder des Erbauers des kurfürstlichen Palais. Die Römerstraße führte dann in ziemlicher Steigung auf die Höhe des Bergkammes, der durch die Napoleonische Straße mehrfach durchschnitten ist, und ging über ihn, immer auf dem Kamm bleibend, über den jetzigen Wasserfall des Gillenbachtales hinweg, der erst jüngeren Datums ist da der Gillenbach früher durch das falsche Biewertal floß.

Gewissermaßen als eine Art Zubringerstraße zu dem großen Handels- und Verkehrswege, der mitten durch die Eifel auf der Wasserscheide zwischen Sauer und Kyll nach Norden führt, kann man den alten Weg Wasserbillig—Neuhaus bezeichnen, auf den die Wanderer dann, dem oberhalb der Gillenbachquelle westwärts führenden Wege folgend, stießen. In rüstigem Marsche wurde auf ihr kurz nach 1 Uhr der Platz für die Mittagsrast am „Meilenstein“ erreicht, von dessen Nimbus aber nach Ausführungen des Museumsdirektors Dr. Krüger nicht mehr viel übrig blieb da eine genaue Untersuchung ergeben hat, daß er gar kein römischer Meilenstein sei, sondern, wenn er wirklich römischen Ursprungs ist, etwa eine Säule aus einer der zahlreichen Niederlassungen aus der römischen Besetzungszeit in der Nähe der Straße sein wird.

Seine mit lebhaftem Interesse und herzlichem Danke aufgenommenen Ausführungen über alte Wege und Römerstraßen, insbesondere über die „Römerstraße“ Wasserbillig—Neuhaus, die einen großen Teil der etwa einstündigen Rast ausfüllten, leitete Dr. Steinhausen ein mit einem Überblick über die Geschichte der Straßenforschung im Trierer Lande, die auf eine über hundertjährige Vergangenheit zurückblicken kann. In den Jahren 1828/29 begann mit der Untersuchung der Römerstraßen im Trierer Lande Oberstleutnant Schmidt, um aus ihnen für die vom Großen Generalstab geplanten Straßenbauten Nutzen zu ziehen. Diese Forschungen wurden im Jahre 1833 vorzeitig veröffentlicht, auch Trierer Forschern bekannt und veranlaßten eine rege Tätigkeit. So arbeiteten an der Untersuchung der Römerstraßen in den 30er Jahren der namhafte Geologe und Altertumsforscher Johannes Steininger, in den 40er Jahren Jakob Schneider, beide Lehrer an dem jetzigen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, und in den 50er Jahren Pfarrer Schmitt von St. Paulin, dessen überaus schätzbares Manuskript „Der Landkreis Trier unter den Römern“ die Gesellschaft für nützliche Forschungen als Vermächtnis des leider zu früh verstorbenen Heimatforschers ihr eigen nennt. Die Angaben dieser Forscher sind noch heute unentbehrlich und bilden in vielen Fällen eine ausgezeichnete Grundlage für alle weiteren Forschungen. Dann trat wohl als Folge des dabei gezeigten Übereifers eine Pause in der Untersuchung der römischen Straßen ein, aber auch deshalb, weil man die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf die vorrömischen und nachrömischen Straßen, in letzter Zeit auch auf die mittelalterlichen und auf die Poststraßen des 16. u. 17. Jahrhunderts lenkte. Der Redner ging dann näher auf die alten Straßen und Wege ein und auf die Umstände, die ihre Führung im Gelände bestimmen. Die alten Verkehrswege laufen durchweg, so führte er aus, als Höhen- und Kammstraßen auf der Wasserscheide. Der Vorteil dieser Führung lag u. a. in dem besseren Wasserabfluß, der Vermeidung von Brückenbauten und der weiten Sicht in unruhigen Zeiten. Ob man für eine bestimmte historische Periode den Weg als gegeben ansehen kann, hängt davon ab, ob sich erweisen läßt, daß die Gegend in der betreffenden Zeit besiedelt war. Einige gute Anhaltspunkte bei der Aufdeckung der alten Straßen bilden ihre Stickung, sodann Orts- und Flurnamen, wobei insbesondere das Wort „Kim“ (italienisch cammino, französisch später chemin) in den verschiedensten Abwandlungen wie „Kemen“, „Ki-em“ auf alte Straßen hindeutet.

Auf die alte Strecke Wasserbillig—Neuhaus näher eingehend, behandelte Dr. Steinhausen zunächst deren Eingliederung in das Landschaftsbild. Die wichtigsten Beförderungswege für Lasten in der sog. Trierer Bucht, dem natürlichen Mittelpunkt des Trierer Landes mit den Mündungen der Saar, Sauer, Kyll und Ruwer, waren die Flüsse. Für Truppentransporte und den Reiseverkehr kamen die Straßen in Frage. So führten durch das Trierer Land die Linien Paris—Reims—Trier—Frankfurt und Trier—Köln. Später, seit dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung, kamen statt

der über Neuhaus führenden Straße als Nord-Südverbindung mehr die Straßen östlich der Kyll in Frage. Was die Geschichte der Strecke Wasserbillig—Neuhaus angeht, so ist sicher, daß sie nicht erst von den Römern angelegt wurde, sondern bereits in v o r r ö m i s c h e r Zeit bestand, da die als Grundlage für die Straße gebotene Besiedlung der Gegend durch zahlreiche steinzeitliche Funde nachgewiesen ist. Man darf daher, da die jüngere Steinzeit bei uns zur Hauptsache in das dritte vorchristliche Jahrhundert fiel, wohl annehmen, daß der alte Weg auf ein Alter von wenigstens 5000 Jahren zurückblickt. Für die Besiedlung und damit für das Bestehen der Straße in keltischer Zeit sprechen die Ortsnamen mit der Endung = ich, so Billiacus = (Wasser-)Billig, Massiniacus = Mesenich, Fusciniacus = Fusenich usw. Für die römische Periode sprechen die nach römischer Art errichteten Landhäuser der Einheimischen, Gräber, die Tempel und S t r a ß e n s i e d e l u n g e n , deren Bestehen bei der Wanderung an zwei Stellen nachzuweisen waren. Die eine kannte schon Pfarrer Schmitt, der berichtet, daß dort neben Ziegeln und Scherben auch Eisenstücke gefunden wurden, die als Schutz des Pferdehufes dienten. Man darf daher wohl annehmen, daß, wie der Volksmund meint, an dieser Stelle eine römische „Schmiede“ gestanden hat. Weit zahlreicher sind die Scherben von kleinen und großen Tongefäßen und die Reste der verschiedenen Ziegelsorten an der anderen Stelle, wo ebenfalls alte Wege von Igel und der Löwener Mühle auf der Höhe in die Straße einmünden. Sie lassen die Vermutung aufkommen, daß dort vielleicht eine römische Schenke (taberna) gestanden hat.

Gegen 5 Uhr war das Ziel der Wanderung, der Ort Langsur erreicht, wo die Teilnehmer in der Propstei zur Kaffeerast und gemütlichem Plaudern einkehrten. Herzlich dankte im Namen aller Teilnehmer Museumsdirektor Dr. Krüger Studienrat Dr. Steinhausen für seine vorbildliche Führung.

Wintervorträge 1932/33.

Römisches Mosaiken in Deutschland.

Von Museumsdirektor Prof. Dr. E. Krüger.

(Mit 1 Abbildung.)

Die saubere Klarheit eines Steinfußbodens ist etwas, das den strengen Anforderungen unserer heutigen Hygiene recht eigentlich entspricht, und die hellen und kräftigen Farben der Mosaiken müssen auch dem künstlerischen Geschmack unserer Zeit willkommen sein. Wenn so ein Vortrag über Mosaiken durchaus zeitgemäß erscheint, so ist er örtlich auch gerade hier in Trier besonders am Platze.

Besitzen wir doch in unserer Trierer Landschaft in dem berühmten Mosaikboden von Nennig das schönste, eindrucksvollste Stück römischen Altertums, das es auf deutschem Boden gibt (Abb. 1). Die wunderbare Anlage des römischen Landschlosses von Otrang enthielt eine Fülle reizvoller ornamentaler Mosaikböden, von denen immer noch ein gut Teil bis auf den heutigen Tag gerettet ist, wenn sie auch in der heutigen Aufmachung weitaus nicht die Wirkung ausüben, die man damit erreichen könnte.

Die Reste römischer Mosaiken, die in unserer Stadt Trier bis jetzt gefunden sind, sind fast unzählbar; eine größere Anzahl davon ist auch gehoben und im Museum in Sicherheit gebracht, aber bei weitem noch nicht alles, was wir an Mosaikböden besitzen, konnte bisher im Museum ausgestellt werden. Es fehlt an Raum, aber vor allem auch an Geld.

So ist es ganz natürlich, daß im Bereich unserer Trierer Altertumsforschung die Mosaikstudien immer einen breiten Raum eingenommen haben. Wohl das größte Verdienst auf diesem Gebiet hat Domkapitular v. Wilmowsky. Er hatte nicht

die erheblichen Geldmittel, beherrschte auch wohl nicht die technischen Fertigkeiten, um Mosaiken aus dem Boden zu heben. So sind zu seiner Zeit die Originalböden selbst vielfach noch zu Grunde gegangen. Aber er hat unendlich vieles davon beobachtet und vor allem selber abgezeichnet und uns eine Sammlung sorgfältiger Zeichnungen hinterlassen, die, — wenn man sie natürlich mit der richtigen Kritik benutzt, immer ein unschätzbares Material bleiben. Daß er sein Augenlicht darüber verloren hat, versteht man, wenn man diese minuziös fein und genau getuschten Blätter betrachtet.

Aus seinem Nachlaß hat dann F. Hettner diese Zeichnungen veröffentlicht und zu dem Text sein Wissen hinzugefügt. Die tatsächlichen Feststellungen und Beobachtungen, die Wilmowsky und Hettner geben, behalten ihren Wert. Die Datierungen und die allgemeinen Schlußfolgerungen, die sie gezogen, sind meistenteils überholt.

Ähnlich verhält es sich mit dem ersten Versuch, den ich im Jahr 1911, also vor 20 Jahren, gemacht habe in einem Vortrag in unserer Gesellschaft für nützliche Forschungen eine Chronologie der ganzen römischen Mosaikkunst hier bei uns zu gewinnen. Auch das ist zum größten Teil überholt¹.

Aber inzwischen ist viel neues Material erschienen, altes zugänglicher geworden. Ich habe auf einigen Reisen manches an Mosaiken studiert. Ich glaube, ich kann jetzt besser gerüstet an die Aufgabe, unseren ganzen Mosaikbestand zeitlich und stilistisch zu ordnen und zu gruppieren, herantreten. Wie sich mir das Ganze jetzt auf Grund neuer Studien des vorigen Winters darstellt, sei hier so kurz wie möglich, entwickelt².

Die antiken Mosaiken sind im Reiche unserer archäologischen Wissenschaft eine noch etwas wenig erschlossene Provinz; ihr Studium begegnet vielfachen Schwierigkeiten. An sich gehören die Mosaiken zu den unbeweglichen Altertümern; freigelegte Böden an Ort und Stelle zu erhalten, wie es in Deutschland z. B. in Kreuznach, Nennig und Otrang geschehen ist, ist zweifellos die beste Art der Konservierung, erschwert aber leicht ihre volle wissenschaftliche Auswertung, gerade weil sie nicht in die Studienstätte eines Museums gelangt sind. Aber auch das Ausheben, Transportieren und Wiederauslegen oder Aufhängen der Mosaiken in den Museen bringt mancherlei Übelstände mit sich. In der Regel wird dabei auch beim besten Willen gar vieles zerstört. Solche Arbeiten sind stets umständlich, schwierig und kostspielig. Schöne Mosaiken, die gehoben waren, sind nachher noch verkommen, weil sich dann die — oft recht erheblichen — Mittel zur Neuaufstellung nicht rechtzeitig beschaffen ließen. Fast die Mehrzahl der veröffentlichten Mosaiken, mit denen wir heute arbeiten, sind im Original gar nicht mehr oder nur noch in Bruchstücken vorhanden und die als Ersatz vorliegenden Abbildungen erfüllen wiederum die Forderungen, die man an Treue und Zuverlässigkeit stellen muß — ganz abgesehen von dem Wichtigsten, der Farbe, die so oft dabei unberücksichtigt bleiben muß — nur in sehr geringem Maße. Schließlich wenn die gehobenen Originalböden ergänzt und ausgestellt sind, ist das in der Regel so schön gemacht, daß die Scheidung des Alten und Neuen, von Original und Ergänzung, gänzlich unmöglich wird. Es ist also recht schwer, für Mosaikstudien überhaupt nur erst einmal zuverlässige Unterlagen zu gewinnen.

Und doch ist ihr Studium außerordentlich lockend und lohnend, überliefern sie uns doch etwas aus der Welt der Farbe des Altertums in einer fast absoluten Treue.

¹ Vgl. Trierer Jahresberichte V, 1912. Trier 1914 S. 5 und dazu Trierer Vorlegeblätter 1913 Taf. 18.

² Ausführlicher und reich mit Abbildungen versehen findet sich jetzt der Inhalt des Vortrages in: Archäol. Jahrbuch 1933, H. 3/4, Anzeiger Sp. 656 ff.

Es gibt auch für den Ausgräber in seiner ziemlich schmutzigen Betätigung kaum einen wirkungsvolleren Eindruck, als wenn ein Mosaikboden in seinen leuchtenden Farben zu Tage tritt. Aber auch das Gebiet der Mosaikkunst an sich, als Zweig des antiken Kunstgewerbes, verdient durchaus ernste Beachtung und die Beschäftigung damit führt zu wichtigen Ergebnissen verschiedener Art.

Die römischen Mosaiken, die auf deutschem Boden gefunden sind, bilden zwar vom Ganzen her gesehen, nur einen kleinen Ausschnitt, zeigen aber, im Zusammenhang betrachtet, eine interessante Entwicklung, die sich jetzt einigermaßen klar erfassen lässt. Als Angelpunkt der Chronologie gilt bisher der Trierer Mosaikboden aus dem Hause des Prätorianertribunen, späteren gallischen Gegen-Kaisers M. Piaonius Victorinus, der mit einer Restitutions-Inschrift dieses Kaisers versehen ist. Diese Inschrift wurde bisher allgemein auf die „*domus*“, den Palast, der das Mosaik enthält, bezogen, für den Piaonius den Boden hätte herstellen lassen. Piaonius stirbt 267 oder 268, also um 260 etwa wäre dann dieses Mosaik entstanden. Aber in der fraglichen Inschrift ist von dem Wort *domus* nur das *d* erhalten und der betreffende Inschrift-Passus ist, wie einst schon E. Hübner ausgesprochen hatte, sehr viel wahrscheinlicher zu *d[e suo] restituit* zu ergänzen und nicht auf den Palast, sondern nur auf den Mosaikboden selbst zu beziehen, wie es bei Mosaikinschriften feste Regel ist. Dann aber steht nichts mehr im Wege, den fraglichen Mosaikboden 80 bis 100 Jahre früher zu datieren, wohin sein Muster allein paßt, und nunmehr für die gesamten Mosaiken in Deutschland eine einleuchtende Entwicklungsreihe zu gewinnen.

Als Fixpunkte sind dafür gegeben für den Anfang die spätesten Mosaiken von Pompeji. Und zwar kommen hier nur die reinen Ornamentböden in Betracht, das *pavimentum tessellatum*, die schlichte Handwerkerarbeit aus groben, meist viereckigen Steinchen. Der höherstehende, *k u n s t* handwerkliche Zweig, das *opus vermiculatum*, das in gekrümmten Linien ganze Gemälde in oft unendlich kleinen Mosaiksteinchen wiedergibt, darf hier ganz ausgeschaltet bleiben, da diese Gattung in Deutschland nur in der Frühzeit in letzten Ausläufern vertreten ist.

Das Ende der Entwicklung gibt erst der Untergang des römischen Trier im Anfang des 5. Jahrhunderts. Für die Mitte dieser drei Jahrhunderte von ca. 100 bis 400 n. Chr. bietet sich noch ein fester Punkt in dem Literatenmosaik vom Constantinsplatz in Trier, das vor der großen Zerstörung Triers durch die Alemannen von 259/260 liegen muß, weil es von dem großen Kaiserbau, von dem die römische Basilika ein Teil ist, überbaut worden ist. Zwischen diese Fixpunkte gilt es, die Entwicklung der Mosaiken, die sich deutlich erkennen läßt, einzuspannen.

Wir möchten diese Entwicklung in 5 Stufen gliedern, die sich genügend deutlich gegeneinander abheben.

In der 1. Stufe herrscht der einfarbige, in der Regel weiße, in selteneren Fällen schwarze Grund vor. Die Muster sind ruhig gehalten, die geometrische Aufteilung des Bodens einfach. Sie geschieht in der Regel durch schwarze Doppellinien. Das Flechtband tritt verschiedentlich auf, aber nur zur Umrahmung einzelner Felder. Ein einzelnes figürliches Einschaltbild (Emblema) kommt gelegentlich vor. Diese einfachen Böden der Frühzeit um 100 n. Chr. sind in Köln häufiger, in Trier besonders durch zwei Böden aus Oberweis vertreten.

Die 2. Stufe bringt durch Schrägreihung oder komplizierte Anordnung der Ornamentfelder Bewegung und Unruhe in die Musterung, dichtere Farbendeckung läßt den einfarbigen Grund verschwinden. Die Zahl der Einschaltbilder wird gelegentlich vermehrt. Eine zunehmende Vorliebe für das Motiv des Flechtbandes

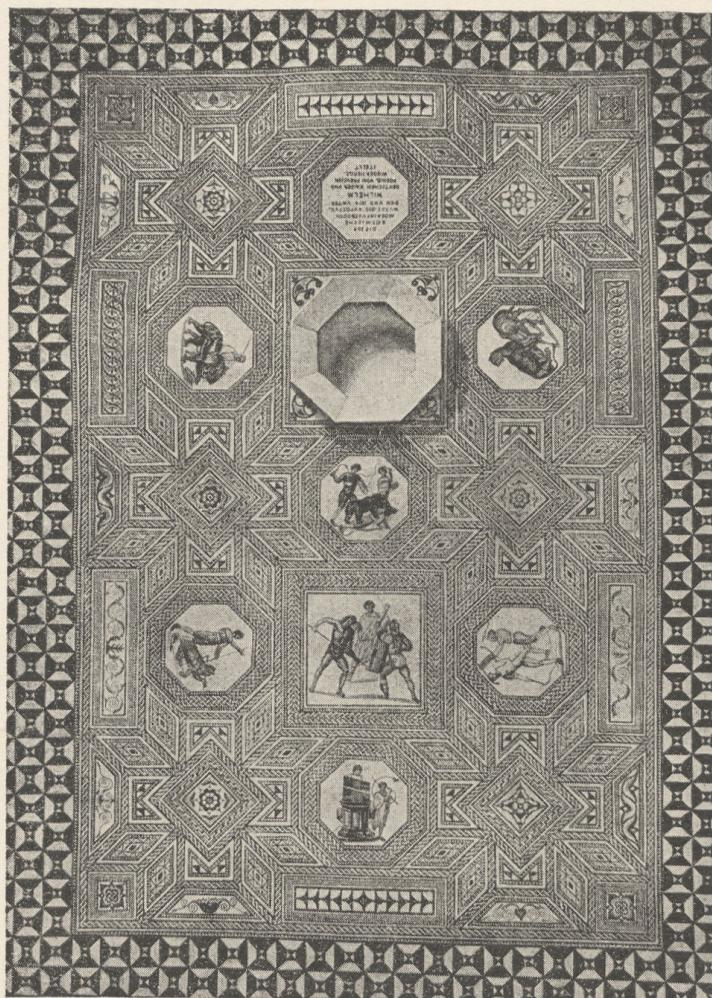


Abb. 1: Mosaikboden von Nennig. Muster bestehend aus sechs großen Rhombensternen, dazwischen acht Emblemata und ein Springbrunnen eingeschaltet.

wohl in die Zeit des Commodus anzusetzen sein wird.

In der 4. Stufe ist das fortlaufende Flechtband eine Selbstverständlichkeit geworden, tritt aber schon zurück, wie überhaupt alle Ornamentik in dieser Zeit. Jetzt werden nicht mehr in einen Ornamentboden Figurenbilder eingeschaltet, sondern das Ganze ist jetzt richtiger als eine Komposition von Bildfeldern zu kennzeichnen, deren Zahl immer mehr ansteigt. Die meisten Mosaiken von Trier, ebenso der Gladiatorenboden von Kreuznach, gehören zu dieser Gruppe, deren Gipfelpunkt der bekannte Monnus-Boden mit 53 Bildfeldern darstellt. Durch das Trierer Literatenmosaik, das vor die große Zerstörung Triers von 259/260 fällt, werden als Zeit für diese Gruppe die Jahre 200—250 n. Chr. bestimmt.

Der große Einschnitt, den kulturell und wirtschaftlich die großen Germaneneinfälle um 260—275 bedeuten, ist, wie überall, an den Bodenfunden, so auch an den Erzeugnissen der Mosaikkunst deutlich zu spüren. Als Residenz der Kaiser erlebt Trier zwar danach noch eine klar erkennbare Renaissance, aber gerade was damals in der Mosaiktechnik geleistet wird, lässt diese als eine künstliche fühlen, in der die alten Muster und die gewohnten Bilder in einer unverstandenen, in Wahrheit nicht mehr empfundenen Weise nachgeschaffen werden. In Salzburg hat man als bestes Beispiel den *Felicitas*-Boden, der über dem oben erwähnten Achelous-Boden liegt, in Trier kennen wir eine ganze Anzahl aus dieser Spätzeit, vor

wird spürbar. Zu dieser Gruppe gehören vor allem die schönen Mosaiken der römischen Villa von Otrang und ein großer Boden mit Achelous-Kopf vom Michaelsplatz in Salzburg.

Den Höhepunkt der Entwicklung stellt die 3. Stufe dar: Emblemata in etwas vermehrter Zahl werden in eine reich entwickelte Ornamentik gesetzt und daraus eine kunstvolle Komposition gebildet. Das Flechtband beherrscht jetzt die ganze Komposition, indem es fortlaufend alle Felder umzieht und die früher durch schwarze Linien gegebene Aufteilung des Bodens zum Ausdruck bringt. Das beste Beispiel für diese Stufe ist der berühmte Gladiatorenmosaikboden in der römischen Villa von Nennig (Bez. Trier), das schönste und eindrucksvollste Stück römischen Altertums das es auf deutschem Boden gibt (Abb. 1), ausgezeichnet auch durch seine ungewöhnlich gute Erhaltung. Auch das Kölner Philosophenmosaik rechnen wir zu dieser Gruppe, die

allem ein Musenmosaik aus der Johannisstraße. Die Kennzeichen dieser 5. und letzten Stufen sind ein Wiederaufleben der Ornamentflächen, die aber mit kraftlosen, kleinlichen und unschönen Mustern gefüllt werden, die durch eine verkehrte Manigfaltigkeit den Zusammenhang verlieren und auseinanderfallen. Die Technik und das Material verraten einen starken Rückgang.

So geht in diesen Grenzprovinzen, deren Bevölkerung damals schon ganz von Germanen durchsetzt war und sich im vollen Übergang zu einer bäuerlichen Kultur befand, die Mosaikkunst auch innerlich zu Grunde zu einer Zeit, in der in Rom die Mosaiken in den christlichen Kirchen an die Wände und vor allem an die Decken verpflanzt werden und dort sich wieder eine neue Blüte entwickelt.

II. Der Vortrag von Prof. Dr. Keune, *Taufborn und Herrenbrünnchen* wird später als Aufsatz erscheinen.

III. *Palmyra, die größte Ruinenstätte Syriens.*

Von Geheimrat Dr. Th. Wiegand, Berlin.

Nach mehr als tausendjähriger Nacht tauchte die wunderbare und große Stadt Palmyra am Rande der syrisch-arabischen Wüste wieder auf, als sie 1678 von dem Engländer Huntington wieder aufgefunden wurde. Aber erst im Jahre 1751 haben Robert Wood und Dawkins durch ihre prachtvollen Zeichnungen und Kupferstiche ein dieser Ruinen würdiges Werk geschaffen. Ihnen ist 1799 der Franzose Cassas gefolgt.

Seitdem haben viele Reisende Palmyra besucht, aber es ist doch so, daß seit 130 Jahren der Stadt keine zusammenfassende Darstellung mehr zuteil geworden ist. Wir Deutsche sind nun heute in der glücklichen Lage, dies zu tun auf Grund der Aufnahmen, die zunächst Otto Puchstein mit Bruno Schulz und Daniel Krencker und Fritz Toebelmann 1902 veranstaltet haben, und zweitens auf Grund der Arbeiten, die ich 1917 als Führer des deutsch-türkischen Denkmalschutzkommandos mit Carl Watzinger und Karl Wulzinger leisten konnte. Die Gesamtheit dieser Arbeiten setzt uns in den Stand, mit modernen Methoden ein neues Werk zu schaffen, das mit Hilfe der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft 1932 erschienen ist¹.

Lassen Sie mich zunächst etwas über die Lebensbedingungen und Geschichte von Palmyra erzählen. Die ganze Existenz der Stadt beruhte auf einer starken Quelle, der bedeutendsten auf dem Karawanenwege zwischen Damaskus und dem Euphrat. Sie fließt heute noch in der gleichen Stärke wie im Altertum und auch ihr leichter Schwefelgeruch wird noch derselbe sein. Anders als alle Städte Griechenlands und Italiens lebte diese vom Karawanenhandel zwischen Syrien einerseits und Mesopotamien—Persien andererseits, also zwischen Mittelmeer und persisch-indischem Golf.

Die erste geschichtlich wichtige Nachricht bringt uns der Krieg des Antonius 46 v. Chr. gegen die Parther, die jenseits des Euphrat ihr mächtiges neopersisches Reich gegründet hatten. Als Kaiser Augustus Frieden mit ihnen gemacht hatte, ließ er und sein Nachfolger Tiberius jenen gewaltigen Tempel des Sonnengottes Bel in Palmyra errichten, der heute noch wie ein ungeheurer Markstein der römischen Macht gegen Osten dasteht. Aber erst nachdem Kaiser Trajan um 106 n. Chr. das

¹ *Palmyra. Ergebnisse der Expeditionen von 1902 und 1917*, herausgegeben von Theodor Wiegand, bearbeitet von Daniel Krencker, Otto Puchstein, Bruno Schulz, Carl Watzinger, Theodor Wiegand und Karl Wulzinger. Mit Beiträgen von Adolf Frick, Hans Lehner und Edmund Weigand. 1932. Im Verlag von Heinrich Keller, Berlin. 2 Bände fol. Mit 100 Tafeln, 183 Abb. und einer Karte.

ganze Ostjordanland unterworfen und eine von Kastellen geschützte Militärstraße bis zum Roten Meer gebaut hatte, trat völlige Ruhe ein. Die Methoden, mit denen man damals die arabischen Nomaden und Räuberhorden der Wüste bändigen mußte, waren sehr hart: die Wasserstellen wurden teils verschüttet, teils legte man gerade dort Kastelle an, so daß die Besatzung den Wasserverbrauch ganz in der Hand hatte. Das von uns aufgenommene Kastell von Būharra zeigt die Wasserstelle nur 25 m von der Kastellmauer entfernt, also durchaus im Schußfeld der Römer.

Nun konnte sich der Karawanenhandel glänzend entwickeln. Wir besitzen eine hochinteressante große Urkunde vom 18. April des Jahres 137 n. Chr., nämlich den Zolltarif der palmyränischen Behörden über Aus- und Einfuhr. Zum erstenmal wird darin statt eines Gewohnheitsrechtes der Zollwert schriftlich festgesetzt. Die wichtigsten Zollobjekte sind Öl in Schläuchen, Wein, Salz (scheffelweise), Pech, Spreu zum heizen, Tierfelle, fertige Kleider, Purpurwolle, Myrrhen in Ziegenfellen, Myrrhen in Alabastergefäßen, junge und alte Sklaven und Sklavinnen u. a. m.

Jeder Kaufladen und jede Werkstatt mußten monatliche Abgaben zahlen, ebenso wurde ein Schlachtgeld erhoben. Weitere Abgaben wurden genommen von jedem Lastkamel, das ein und ausging und von jedem Weidetier, das von außerhalb in die palmyränische Oase gebracht worden war und das durch eine besondere Marke als nicht einheimisch gezeichnet werden mußte.

Nach diesem Tarif könnte man glauben, daß sich der Handel vorwiegend mit gewöhnlichen Dingen und weniger mit teuren Luxusartikeln abgegeben habe. Wir wissen aber, daß gerade diese Luxussachen die größte Bedeutung für den Westen hatten, insbesondere die arabischen Halbedelsteine, Onyx, Chalcedon, Achat, Jaspis, Granat und Amethyst; ferner die Perlen aus dem persischen Meerbusen, die Gewürze aus Hinterindien, Seidengewebe und Türkise aus China, Zimmet von den Mollukken u. v. a., vor allem aber Goldschmuck, Spezialitäten der parthischen Goldschmiede, wie z. B. kreisrunde Broschen mit großen bunten Steinen. Die Karawanenunternehmer waren natürlich die reichsten Leute in Palmyra, sie besaßen auch, wie wir sehen werden, bedeutende Landgüter und viele von ihnen sind in Palmyra durch Ehrenstatuen ausgezeichnet worden. Sie heißen in den griechischen Urkunden *καρηλέμποροι* oder *καρηλοτρόφοι*. In ihrem Auftrage stellten die Karawanenführer (*συνοδιαρχαι*) den Zug zusammen und sorgten auch für Begleitung durch berittene Bogenschützen.

Der große politische und kommerzielle Vorteil von Palmyra bestand darin, daß die Stadt sowohl von den Parthern wie von den Römern in gleicher Weise geschützt wurde. Denn auch die Römer hatten ja ein sehr großes Interesse daran, den nach Osten ziehenden Karawanen ihre Rohstoffe, wie Eisen und Zink, Salz und Blei mitzugeben, auch Leinen, Glas und Metallwaren, insbesondere Waffen.

So wuchs die Stadt unaufhaltsam bis ins letzte Viertel des dritten Jahrhunderts n. Chr. und es entwickelte sich eine stolze Aristokratie hellenisierter Familien, mit Männern von senatorischem und Ritterrang, ja zuletzt werden wir dem Vornehmsten, Odaenathus II., begegnen, dem die Römer den Titel des Imperators verliehen.

Palmyra war nie eine richtige römische Kolonie, eher ein halbfreier Vasallenstaat, der nach Rom als Tribut einen Teil der Zölle abführte und der erst in den Partherkriegen unter Lucius Verus eine Garnison erhielt. Dagegen dienten viele palmyränische Kohorten in allen Teilen des römischen Reiches, ich habe z. B. am Rande der Sahara, im südlichsten Algerien bei El Kantara, eine Inschrift zu Ehren palmyränischer Sagitarii-Pfeilschützen gelesen. Es ist kein Wunder, daß die relative Unabhängigkeit und der große Reichtum die führenden Geldaristokraten schließ-

lich zu separatistischen Tendenzen verlockten, die sich das römische Reich auf die Dauer nicht bieten lassen konnte, und die dann den späteren Untergang herbeiführte.

Doch bevor wir zur Betrachtung der Stadt übergehen, darf ich noch ein Wort über die Landschaft sagen. Wenn man die wundervollen wasserreichen Aprikosen-gärten von Damaskus in östlicher Richtung passiert hat, beginnt nach einem kleinen Tagemarsch bereits die Verödung, obwohl der Boden noch fruchtbar erscheint. Aber hier trifft das Wort Theodor Mommsens zu: „Von dem was heute Wüste heißt, ist ein guter Teil vielmehr Verwüstung der gesegneten Arbeit besserer Zeiten.“ So verlaufen die alten Wasserleitungen dort fast nutzlos in den östlichen Schilfsee. Nach einem weiteren Tagemarsch befindet man sich bereits fast völlig in der mit hartem stacheligem Kamelkraut bedeckten Sand-, Kiesel- und Feuersteinwüste. Nur zwei Wasserstellen gibt es noch auf einer Strecke von 135 Kilometer bis Palmyra.

Der erste Anblick der Ruinen im Lichte der aufgehenden Sonne war überwältigend. Die Säulen, z. T. noch mit ihren Architraven bedeckt stehen so massenhaft da, daß man von weiter Ferne her glaubt eine Menge von hochbeinigen weidenden Tieren zu sehen. An den kahlen Bergrändern erheben sich dunkelbraun Dutzende von hohen Grabtürmen und der Bel-Tempel wirkt wie eine massive Festung. Die Berge sind außerordentlich fein gezeichnet. In immer wieder abgewandelten zarten Linien setzen sie sich in die blaugraue Unendlichkeit der syrischen Wüste fort. Ein grüner Gürtel von Ölähnlichen, Dattelpalmen und Pfirsichbäumen umzieht das lehm-gelbe niedrigliegende Dorf, das die Landschaft nicht stört, da es sich größtenteils den Mauern des Bel-Tempels anschmiegt, von dessen Decke noch heute der eingemeißelte römische Adler auf den Beschauer herabblickt.

Man betritt heute die alte Stadt von Osten her durch ein prachtvolles dreiteiliges Bogentor und gelangt sodann auf die nach Westen laufende längste Hauptstraße (922m), der man mit Recht den aus der römischen Lagerbaukunst stammenden Namen „Decumanus“ gegeben hat. Sie ist etwa 25 m breit und nur da, wo sie einen ganz geringen Knick macht, ist sie mit einem monumentalen „Tetrakionion“ geschmückt, in dessen vier Baldachinen einst große Ehrenstatuen gestanden haben. Diese Decumanusstraße ist auf ihrer ganzen Länge von korinthischen Säulenhallen begleitet, hinter denen die bedeutendsten Wohnhäuser und Kaufläden gelegen haben. Große Mengen von Ehrenstatuen standen auch auf den Konsolen, die aus jeder Hallensäule nach der Straßenseite zu vorsprangen und deren Inschriften uns die wichtigen Namen der Vornehmsten aus mehr als zwei Jahrhunderten überliefern. Vierzehn kleinere Querstraßen ohne solche Säulenhallen schneiden rechtwinklig den Decumanus und bezeugen die große römische Regelmäßigkeit des Stadtschemas im Grundriß. Die westlichste aller Querstraßen ist wiederum eine prachtvolle Säulenstraße korinthischen Stils, von mehr als 22 m Breite, die südlich in einen ovalen, mit Säulen umgebenen Platz endet und als „Cardo“ der Stadt zu bezeichnen ist. Von den Privathäusern haben sich an mehreren Stellen vorwiegend die steinernen Säulen der Hofperistyle erhalten; sie bezeugen die Stattlichkeit und Weitläufigkeit des Wohnbaues. Die Hausmauern selbst sind von späteren Ansiedlern im Mittelalter, als Palmyra eine große arabische Stadt war, geraubt worden.

Von dem einstigen Menschenreichtum der Stadt gibt nichts einen besseren Be-griß als das Theater, dessen am Decumanus liegende Front nicht weniger als 100 m Länge hat. Das Bühnenhaus mit seinen fünf Türen, großen Garderoberäumen und zahlreichen Bildnischen, heute wieder ganz vom angewelten Sande verhüllt, wurde 1902 von der deutschen Expedition soweit freigelegt, daß Bruno Schulz in der Lage war, die ganze Bühnendekoration im Bilde wiederzugewinnen. Noch steht

aufrecht der größte Teil des Mittelbaldachins der Bühne, der in der antiken Theatertradition als Eingang zum Königpalast (regia) galt.

Ein noch viel größerer Bau liegt am äußersten Westende der Stadt. Man sieht seiner Lage sofort an, daß er später hinzugefügt worden ist, denn sein Areal sieht auf dem Stadtplan aus, wie ein unzugehöriger Auswuchs an der Stadtmauer. Es ist das römische Fahnenheiligtum mit seinen Verwaltungsräumen, Vorhallen und vier großen rechteckigen Wohnquartieren, die von Säulenstraßen durchschnitten sind, das Ganze von Mauern und Türmen beschirmt. Prachtvoll disponiert als Gesamtanlage, übersponnen mit reicher Ornamentik, ist diese Anlage ein letztes Zeichen römischen Glanzes am Rande der Wüste und hat den großen historischen Vorzug, daß wir sie genau datieren können. Die wohlerhaltene Bauinschrift gehört in die Zeit kurz vor oder nach 300 n. Chr. und lautet: „Die Wiederhersteller der Welt und Beschützer des Menschengeschlechtes, unsere Gebieter Diocletian und Maximian, die allerheiligsten Kaiser, und Constantius und Maximianus, die vornehmsten Caesaren, haben dieses Lager glücklich gegründet unter Fürsorge des Sossianus Hierokles, des vortrefflichen Verwalters der Provinz, ergeben den Gottheiten und der Kaiserlichen Majestät.“ Es ist derselbe Hierokles der sich in der Zeit der Christenverfolgung um jene Zeit einen berüchtigten Namen gemacht hat. Die Gottheiten, denen er ergeben ist, sind Jupiter, Herakles und Viktoria.

Von den Tempeln haben sich zwei im Stadtgebiet selbst feststellen lassen. Den einen, vielleicht der Stadtgöttin (Tyche) geweiht, fand ich bei Beobachtung der Sandhügel nahe dem Tripylon in ganz unerwarteter Weise. Er erwies sich bei der sofort vorgenommenen teilweisen Freilegung als ein bisher ganz unbekannter Podientempel von sechs zu zwölf glatten Säulen. Ein großer Säulenhof nebst Propylon umgab das Ganze. Die einfachen Formen wiesen in die beste Kaiserzeit, vielleicht noch des 1. Jahrhunderts. Der zweite Tempel war dem großen Baalsamín geweiht, ebenfalls korinthisch, ohne Säulenumgang, aber mit vier Frontsäulen ausgestattet. Dieser Tempel hat den Vorteil, daß er bis zum Gesims empor erhalten ist. Auch die einstige innere Schmuckwand des Allerheiligsten hat rekonstruiert werden können. Der Bau gehört in die Zeit Hadrians, um 130 n. Chr.

In unvergleichlicher Großartigkeit wirkt heute noch der gewaltige Baaltempel. Errichtet auf einem riesenhaften Podium von über 200 m Länge, umgeben von vier korinthischen Säulenhallen, zugänglich von Süden durch ein Portal von verschwenderischer Pracht, liegt der Tempel befremdlicherweise quer zur Achse und ähnelt damit mehr einem orientalischen Tempelschema. An Assyrien erinnern die merkwürdigen großen Palmettenzinnen am Dachrand der Hallen, aber alle Inschriften bezeugen die Entstehung der Anlage im Beginn der christlichen Zeitrechnung. Die korinthischen Kapitelle des Beeltempels waren aus vergoldeter Bronze. Man mache sich den Eindruck klar, den die Wanderer und Karawanenführer hatten, die nach langen Wochen des Marsches durch ödeste Sandwüste von Ferne den Goldglanz in der Sonne aufblitzen sahen.

Wir sind bisher bei der Wanderung durch die Stadt Palmyra vorwiegend Zügen begegnet, die von der westlichen, durch die Römer vermittelten Baukunst in den Orient gelangt sind. Es gibt aber eine Kategorie von Bauwerken, die mit den Römern garnichts zu tun hat, das sind die berühmten Grabtürme, deren Bauzeit sich über drei Jahrhunderte erstreckt und deren Ursprung Carl Watzinger auf Persien zurückführt. Ein Teil dieser Grabbauten steht wie Wachtürme auf Hügel spitzen, ein anderer an den Abhängen bis herab zu den Talschluchten. Die Größe variiert im Grundriß von 5 bis zu 13 m Seitenlänge. Es gibt Türme bis zu fünf Stockwerken. Jedes derselben enthält neben der Treppe eine lange Kammer, auf welche die zahlreichen

in den Wänden angelegten Schiebgräber münden; in diesen lagen die Toten lang ausgestreckt. Jedes Grab war gegen das Zimmer hin mit einer etwa quadratischen Reliefplatte abgeschlossen, die das farbige Brustbild des hier ruhenden Verstorbenen zeigte. Oft liegen fünf solcher Schiebgräber übereinander. Gerade gegen diese Reliefs hat sich der Vandalismus der Beduinen und die Habsucht der syrischen Kunsthändler gewendet. Sie sind zu Hunderten teils zerschlagen, teils in die Museen der ganzen Welt verschleppt worden. Diese Portraits zeigen Männer und Frauen im reichen Schmuck ihrer Ringe, Ketten, Broschen, Spangen und Diademe; wir können uns ein vorzügliches Bild von der Üppigkeit dieser Stadt und ihrer vornehmsten Geschlechter machen. Das physische Schönheitsideal der Dargestellten war nicht das orientalische, sondern der Typus der Köpfe steht dem Griechischen nahe.

Faßt man den Gesamteindruck der Ruinen von Palmyra zusammen, so darf man sagen, daß es eine klassische Stadt auf syrischem Boden war, die, durch die Schönheit ihrer Anlage in schärfstem Kontrast zu ihrer einsamen, wasserarmen Umgebung, mit Recht als die Königin der Wüste bezeichnet worden ist. Vor allem entspricht der Grundplan mit der gradlinigen Rechtwinkligkeit und Parallelität der Straßen, mit der bis zur Verschwendung getriebenen Verwendung korinthischer Säulen und schattenspendender Hallen dem, was wir auch in den südeuropäischen antiken Großstädten finden, wenn auch selten in so großartiger Weise. Die Architektur ist „hellenistisch“-römisch, während Sprache und Schrift der Palmyrener semitisch blieben. Die Kleidung dagegen ist parthisch und ebenso der reiche Schmuck.

Und nun bleibt mir noch übrig, ein Wort zu sagen über die Tragik des Unterganges. Wie ich schon anfangs andeutete, blieb das reiche Palmyra nicht frei von der Parole: „Los von Rom“. Das römische Reich, um 260 bedrängt durch die Einfälle der Goten und Heruler und geschwächt durch die unaufhörlichen Mißbräuche kurzlebiger Soldatenkaiser, verlockte zum Abfall. Odaenathus II., damals nur Princeps Palmyrenorum, war ein Mann von großer Tatkraft und körperlicher Härte, der mit Glück den Partherkönig Sapor bekämpfte, Ktesiphon 266 eroberte und sogar einen Teil von Saps Schätzen und Harem erbeutet hatte. Für diese Tat hatte der römische Kaiser Gallienus ihm das kaiserliche Diadem und das Münzrecht gewährt. Diese Auszeichnungen vollzogen sich noch durchaus im Rahmen des römischen Reiches. Da wurde Odaenathus von einem Verwandten (268) ermordet.

Nun ergriff seine Witwe, Zenobia, für ihren unmündigen Sohn Vaballathus die Herrschaft, sie, die sich von dem Fürstenstamme der großen Kleopatra ableitete. Ohne nach dem Römer viel zu fragen, besetzte sie ganz Arabien, drang in Kleinasien bis Angora vor und in Unterägypten bis Alexandria, von wo sie ganz Ägypten beherrschte. Sie war mit einem Schlag die Kaiserin des Ostens und ihr Hof war ein Zentrum griechischer Bildung.

Inzwischen aber hatte Kaiser Aurelianus die Goten in Oberitalien und an der Donau besiegt. Nun wandte er sich gegen die stolze Herrscherin des Ostens. Nach einem ersten Sieg über Zenobia bei Emesa machte er ihr, obwohl selbst durch einen Pfeilschuß verwundet, sehr ritterliche Vorschläge: Straflosigkeit für sie selbst, eine Residenz nach Wahl des römischen Senats und Bestätigung des palmyrenischen Rechtes. Zenobia lehnte das alles ab, weil sie mit persischer und arabischer Hilfe rechnete.

Und da kam die große Enttäuschung. Die Hilfe blieb aus. Die Belagerung Palmyras begann, sie wurde immer gefährlicher, Hunger kam hinzu. So kam es schließlich zur nächtlichen Flucht der Herrscherin, das schnellste ihrer Dromedare sollte sie zu den Parthern jenseits des Euphrat bringen. Es fehlten vielleicht nur Sekunden, dann wäre diese Flucht gelungen, aber während Zenobia sich bereits

auf der Überfahrt auf dem Euphrat befand, sprengten die verfolgenden römischen Reiter heran und nahmen sie gefangen.

Vor den Kaiser geführt, wahrte Zenobia hoheitsvoll und klug ihre stolze Würde. Palmyras ungeheure Schätze wurden geplündert, die Stadt zerstört, nur ein Rest der Bevölkerung blieb in den Trümmern.

In Emesa wurde Gericht gehalten, die Soldaten verlangten stürmisch Zenobias Tod. Aurelian lehnte es ab, ein Weib, wie dieses zu töten, aber er hatte einen tödlichen Haß gefaßt gegen Zenobias politischen Hauptberater, den feinen und geschmackvollen Neuplatoniker Longinus, dem die berühmte griechische Schrift über das Erhabene zugeschrieben wird. Dieser erlitt den Tod, wie es heißt: „mit der edlen Standhaftigkeit einer großen Seele“.

Und nun der Schlußakt. In Rom fand 274 der Triumph statt. Da sah man die königlichen Prachtwagen des Odaenathus. Dann folgte Zenobia zu Fuß mit ihren Söhnen und Töchtern und alle waren mit einer niederdrückenden Last von Goldschmuck und Edelsteinen behängt und am Hals, Händen und Füßen mit goldenen Ketten beschwert, so daß andere tragen helfen mußten. Dann folgte der Kaiser auf seinem mit Hirschen bespannten Prunkwagen. So zog er auf das Kapitol.

Das letzte, was wir von Zenobia wissen, ist dies, daß sie bei Tibur eine Besitzung erhielt, die ihren Namen trug. Sie starb in hohem Alter, nach einem Leben strenger Grundsätze und sittlicher Reinheit, umgeben von Kindern und Enkeln. Kein Geringerer als Calderon hat ihr Schicksal zum Stoff eines Dramas benutzt.

Von ihrer körperlichen Erscheinung wird berichtet, daß ihre Gesichtsfarbe von der Sonne gebräunt war und daß ein ungewöhnliches Feuer aus ihren schwarzen, von einem höheren Geist und unglaublicher Anmut durchleuchteten Augen strahlte.

Palmyra hat sich von seinem Fall im Jahre 273 nicht wieder erholt. Nach dieser Katastrophe erlebte es nur noch zwei wichtige Ereignisse: den Bau des Diokletianstellers um 300 und die Anlage der Festungsmauern des Justinian. Damit wurde die nun christlich gewordene Stadt für ein Jahrhundert wieder zum Bollwerk gegen die Parther. Mit der arabischen Eroberung deckt sich Nacht über Palmyra und erst kürzlich erfuhren wir aus einer Inschrift, daß es der Kalif Hischam war, der im Anfang des 8. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die alte Karawanenstraße sicherte und das große Heiligtum des Sonnengottes zu einem starken islamischen Festungswerk machte, das nunmehr auch schon wieder zerfallen ist.

IV.

Trierer Kaiser.

Von Oberstudienrat E. Württemberg, Trier.

Trier ist Kaiserstadt in mehrfacher Hinsicht. Zuerst als Kaisergründung. Kein geringerer als der Begründer des römischen Kaisertums, Augustus, war es, der während seines längeren Aufenthaltes in Gallien (zwischen 16 und 13 v. Chr.) den Grund zu der römischen Stadt im Trierer Lande gelegt hat, die von ihm auch den Namen (Augusta Treverorum) erhielt. Ob Augustus seine Gründung je fertig gesehen hat, ist zweifelhaft. Ebenso wenig wissen wir, ob in den folgenden zwei- bis einhalb Jahrhunderten noch ein anderer Kaiser in der zunächst noch bescheidenen Provinzstadt geweilt hat. Trier hat den gewaltigen Aufschwung des Römerreiches unter der kaiserlichen Herrschaft miterlebt; hat Frieden, Glück und Wohlstand genießen können die beiden ersten friedensreichen Jahrhunderte hindurch. Es war seine glücklichste Zeit.

Mitte des 3. Jahrhunderts wurde Trier aus seinem provinzlichen Dornröschen-schlaf jäh herausgerissen und zu einem Brennpunkte der großen Weltgeschichte gestempelt, als Postumus zu seinem Kaisersitze erkör. Trier wurde Kaiserstadt

in einem noch viel höheren Sinne: als Kaiserresidenz. Das ist es, mit Unterbrechungen, fast eineinhalb Jahrhundert geblieben. Trier stand damals, von Mitte des 3. bis Ende des 4. Jahrhunderts, auf der Höhe der Berühmtheit und des Glanzes. 14 Kaiser sah es in seinen Mauern. Sollte nicht Trier diesen seinen Kaisern, unter denen mehr als ein großer Mann ist, ein Ehrenmal in seinen Mauern errichten? Sollte nicht jeder Trierer diese seine Kaiser in dankbarem Gedächtnis haben? Freilich sollte er sie erst mal kennen!

Die Zeit der Trierer Kaiser war eine Zeit der Umwälzungen in der ganzen damaligen Welt. Die Bevölkerung des Reiches hatte sich durch die verschiedensten Einflüsse gewandelt. Einmal wird das mittelmeerische Blut durch nordische Kraft und Jugend aufgefrischt, zum anderen durch das Eindringen der verschiedensten Völkermischungen des Morgenlandes verändert. Das Gesamtergebnis ist eine ungeheure Barbarisierung der römischen Bevölkerung. Neben dem äußeren Bild wandelt sich auch das innere Bild des Römers, seine Geistigkeit. Vor allem das Morgenland ist es, das die römisch-griechische Gesittung durchsetzt und zersetzt; besonders auf religiösem Gebiete. Neben Kybele und Isis, Serapis und Anubis ist vor allem Mithras durch das ganze Reich verbreitet. Dieser persische Lichtgott hat auf seinem Siegeszuge nach Westen immer neue göttliche Wesen in seinen Bereich gezogen; so auch nach heftigem Kampfe den mächtigen syrischen Baal (Helios) von Emesa. Dieser Sonnengott ist nun bis zum erwarteten Weltende des Mithra Vertreter für die niederen Welträume, während er selbst als Erlöser-Gesandter des ewig verborgenen höchsten Gottes (Acon-Ahuramazda) der oberen Welt angehört. Für die Masse der Verehrer flossen beide zusammen. Daher kein Münzbild mit Mithra; er ist getarnt durch Sol invictus, der seine Gestalt von dem hellenisierten Baal von Emesa erhalten hat. Kaiser Aurelian, der ihn zum obersten Reichsgott machen wollte, errichtete ihm 274 den Prachttempel in Rom. Unter demselben Kaiser erreicht auch die Kaiservergötterung ihren Höhepunkt, gleichfalls eine Einfuhr aus dem Morgenland. Und im Widerstreit mit dem allem — das junge Christentum, gegen das grade damals das Kaisertum den Vernichtungskampf beginnt: 250 die decianische Christenverfolgung, — die aber 10 Jahre später Kaiser Gallienus abblies. Der Philosophenfreund wollte die Verwirrung im Reiche nicht noch vermehren.

Diese war in der Tat damals sehr groß. Die Zeit des Gallienus, die für Trier den höchsten Aufschwung brachte, war die traurigste des Römerreiches. Das 3. Jahrhundert sah 23 Kaiser kommen und gehen, ungerechnet die Mitherrscher und Putschkaiser. Wenige von ihnen starben eines natürlichen Todes, wenige haben mehr als 10 Jahre den Purpur getragen. Von allen der unglücklichste war Gallienus, der nicht weniger als 18 Gegenkaiser zu bekämpfen hatte. Das Reich war zerfallen. Nur dadurch wurde es, wenn auch mit verkürzten Grenzen (so besonders am Rhein), erhalten, daß Gallienus im Osten einen Vizekaiser anerkannte und den Westen schließlich sich selbst überließ. Das war das „gallische Kaiserreich“ des Postumus. (Die geschichtlichen Quellen dieser Zeit sind äußerst dürftig und zum Teil entstellt, so daß der Forscher vor allem auf die Münzen als geschichtliche Urkunden angewiesen ist; denn infolge der kaiserlichen Gewohnheit, immer wieder neue Münzbilder zu prägen, geben diese nicht nur eine Zeitchronik, sondern auch Einblick in die treibenden Gedanken ihrer Zeit.)

Postumus, 258 von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen, wird auch von der bürgerlichen Bevölkerung, die er vor dem Germaneneinfall schirmt — gerade damals haben die Alamannen den Limes überrannt — freudig anerkannt. Nach vielen siegreichen Feldzügen hat er bis 263 die Franken- und Alamannen-Gefahr ge-

bannt. Aber auch gegen Gallienus, der immer wieder den Kampf gegen den Mörder seines Sohnes aufnahm, konnte er sich halten und sein großes Reich, das außer Gallien (bis an den Rhein) auch Britannien und Spanien umfaßte, behaupten. — Aber der bedeutende Mann fand auch noch Zeit zu Friedenswerken. Er baute Festungen und Paläste. Er hob Handel und Industrie. Trier, schon immer der Mittelpunkt des Töpfereigewerbes, brachte gerade zu seiner Zeit das Schönste hervor, was es an Töpferwaren gibt: die glänzend-schwarzen, weißverzierten „Trevirisbecher“. Auch seine Münzen stehen in künstlerischer Hinsicht hoch über den gleichzeitigen und späteren Prägungen anderer Herkunft. Aber wichtiger noch ist ihr Inhalt. Sie lehren uns vor allem des Kaisers Religion kennen, die er allem Anschein nach auch seiner Staatsaufgabe dienstbar zu machen wußte. Postumus hat das keltische Volkstum gestärkt, das doch das einzige einende Band seiner weiten Gebiete war. So zeigt seine Religion einheimische Züge. Der durch die Göttersäle unseres Museums geschulte Blick erkennt eine Diana Arduinna, Götterpaare wie Lenus und Ancamna. Sein Leibgott aber ist Herkules, zu dem er sich in einem so persönlichen Verhältnis weiß, daß er auf 27 verschiedenen Münzen den Herkuleskopf mit seinem eigenen verzwilligt hat. Und als einziger unter allen Kaisern hat er alle zwölf Taten des griechischen Halbgottes dargestellt. Aber das Schwergewicht liegt doch auf einer anderen Gruppe von Herkulesbildern: wo der Gott in erhabener Ruhe da steht, bisweilen auch in einem Baldachin-Kapellchen stehend, wie wir sie vom Tempelfelde kennen; mit den Beinamen Magusanus und vor allem Deusoniensis. Beide weisen auf Orte im Bataverlande und auf den germanischen Donar hin. Sollte Postumus aus Deuso stammen und demnach ein reiner Germane sein? Sein bezeichnender Barbarenkopf spricht dafür. — Seine Bedeutung hat die römische Nachwelt dadurch anerkannt, daß sie seinen Absplitterungsversuch nicht durch Ächtung seines Namens gerächt hat. In der Tat verdankte es Rom diesem „Barbaren“, daß ihm die Rheingrenze nicht schon damals verloren ging. Dauer freilich war diesem seinem Werke nicht beschieden. Nach zehnjähriger Regierung fand Postumus ein tragisches Ende. Und seine viel schwächeren Nachfolger, Victorinus und Tetricus, konnten es nicht halten.

Inzwischen war der zielbewußte Diocletian (284—305) zur Herrschaft gekommen. Er schuf die sogenannte Tetrarchie, die Teilung der höchsten Gewalt unter vier Kaiser, wodurch gleichzeitig die Nachfolge geregelt wurde. Eine zu künstliche Einrichtung, als daß sie sich halten könnten. Doch für unsere Gebiete wurde sie zum Heil, indem sie, des Postumus Reich wieder aufleben lassend, ihnen eine stärkere Fürsorge sicherte. Das war notwendig genug denn die germanischen Vorstöße hatten unter anderen Städten auch Trier schon mitgenommen.

Diocletian schickte seinen zum Mitkaiser ernannten Waffenbruder Maximianus nach Gallien. Er schaffte Ordnung und nimmt 286 seinen Sitz in Trier. Maximianus Herculius (der Beiname soll ihn als irdische Verkörperung des Hercules kennzeichnen) war ein tüchtiger Heerführer, sonst aber eine untergeordnete Persönlichkeit, roh und ungebildet. Bei der Nachfolgeordnung wurde der General Flavius Valerius Constantius des Maximian Adoptiv- und Schwiegersohn und somit „Caesar“. 293 nahm er mit seiner Gattin Theodora in Trier seinen Herrschaftssitz; seine frühere Ehe mit Helena war gelöst worden. Der edle, menschenfreundliche Kaiser bewährte sich gleich gut im Kriege wie im Frieden. Bemerkenswert ist, daß die diokletianische Christenverfolgung (303 bis 311, in Asien bis 313) in seinem Verwaltungsgebiete kaum aufkam; er führte nur die Beschlagnahme der kirchlichen Gebäude durch. Daß Konstantius selber ein Christ war, ist nicht wahrscheinlich; sicher ist, daß an seinem Hofe die christliche Glaubensbetätigung

möglich war. Konstantius starb 306 in Britannien, nachdem er im Jahre vorher zur Würde des ersten Kaisers aufgerückt war. Seine Soldaten erhoben seinen ältesten Sohn, aus der Ehe mit Helena, auf den Schild. Er war der größte Trierer Kaiser: Konstantin der Große. Es ist nicht bekannt, ob Konstantin in Trier aufgewachsen ist. Er weilte schon früh am Hofe des Oberkaisers unter Galerius, der mit Konstantius nicht gut stand, mehr oder weniger als Geisel. Dort zeichnete er sich im Felde aus. 306 war er entflohen und zu seinem Vater kurz vor dessen Tode gelangt. Nun rechtfertigte er des Heeres Vertrauen bald durch seine Germanensiege. 307 vermahlte er sich mit Fausta, der Tochter Maximians, der nach Trier gekommen war. Von diesem erhielt er auch den Augustustitel, den schließlich widerwillig auch Galerius dem „Thronräuber“ zugestand, nachdem sich auch Spanien dem aufsteigenden Stern zugewandt hatte. Im Sommer 312 rückt Konstantin nach Italien. Vor den Toren Roms stellt sich ihm Maxentius. An der Milvischen Brücke trägt Konstantin einen großen Sieg davon, sein Gegner kommt auf der Flucht um. Am nächsten Tage zieht er in Rom ein, als Herr der ganzen Westhälfte des römischen Reiches.

Das Jahr 312 hat noch größere Bedeutung für den Gang der Weltgeschichte: durch Konstantins religiöse Wendung. Vor jener Schlacht hatte er seinen Truppen befohlen, das Monogramm Christi auf ihre Schilder zu setzen, nachdem er (nach der besten Überlieferung) im Schlaf die göttliche Weihung dazu erhalten hatte. Die entscheidende Wandlung in der Gesinnung Konstantins muß sich also in Trier vollzogen haben. Hier denken wir ihn uns zunächst als eifrigen Besucher der Trierer Mithraskirchen. Denn Konstantin war zuerst dem Familien-gotte der Flavier, Sol invictus, verschrieben. Die Münzen sprechen da eine beregte Sprache. Konstantin wiederholt nicht nur alle bisherigen Sol-Motive, sondern schafft auch sechs neue, eigenartige Bilder, die ihn in einem innigen Verhältnis zu seinem Schutzmutter (comes) zeigen — ganz wie einst Postumus zu Herkules. Man möchte fast eine gewisse religiöse Inbrunst bei diesem außerordentlichen Mann vermuten. Daher bleibt er seinem Götter auch nach 312, als er sich amtlich dem Christentum zugewandt hat, für seine Privatandacht noch treu. Erst 324, nachdem ihm das Christuszeichen den Endsieg über Lioinius gebracht und das ganze Reich zu Füßen gelegt hat, bricht er ganz mit der Mithrasloge. Nun hat ihn der Geist des Christentums, dem er auch durch persönliches Bibellesen nahe kam, auch innerlich überwunden, — wenn er auch, einem Brauche seiner Zeit folgend, erst vor seinem Tode die Taufe empfing. Aber immer hat er für die christliche Kirche, deren Größe ihm an den Märtyrern am Galeriushofe wie an solchen Persönlichkeiten wie Maternus und Agritius in Trier aufgegangen sein möchte, gesorgt und gewirkt; und er hat sie beherrscht. Er fühlt sich persönlich Gott für die von ihm gestaltete Staatskirche verantwortlich; er glaubt an seine göttliche Sendung, er ist „der Mann Gottes“. Bei alledem hielt er aber an der im Mailänder Erlass 313 ausgesprochenen Religionsfreiheit duldsam fest. Seine Frau, die Kaiserin Fausta, blieb zeitlebens Heidin. Konstantin verschmähte auch den persönlichen Umgang mit gebildeten Heiden nicht. Gegen Auswüchse des heidnischen Dienstes (Zauberei, Unsittlichkeit u. dergl.) ging er allerdings mit scharfen Mitteln vor.

Von Trier, seiner Anfangsresidenz, haben den großen Kaiser seine Erfolge weit entrückt; er hat es aber nicht vergessen. Noch einmal, 315/316 und 328/329, ist er zurückgekehrt. Und ständig hat er einen Prinzen hier residieren lassen: erst Crispus, den begabtesten und nachdem dieser der Tragödie im Kaiserhause 326 zum Opfer gefallen ist, Constantinus den Jüngeren. Es muß aber noch hervorgehoben werden,

daß Trier ganz offensichtlich der Ausgangspunkt der konstantinischen „Renaissance“ gewesen ist. Anscheinend hatte sich hier die künstlerische Höhe der Postumuszeit über das Verhängnis von 275 hindurch gerettet. Jedenfalls zeichnen sich auch damals die in Trier geprägten Münzen vor allen gleichzeitigen aus. Und dann sehen wir, wie Schritt vor Schritt diese Trierer Kunstblüte mit dem Vorrücken des Kaisers nach Osten mitwandert. Seine reiche Bautätigkeit ist ja bekannt genug.

Über die konstantinischen Nachfahren einschließlich des Germanen Magnentius kann die Geschichtschreibung rasch hinweggleiten. Einen letzten Aufschwung erfährt aber das Trierer Land unter *V a l e n t i n a n I.* (364—375). Im Oktober 367 zieht Valentinian in Trier ein, um hier seinen ständigen Herrschersitz zu nehmen. Seine Feldzüge führen ihn bis tief ins Alamannenland (Neckar) hinein. Und dann schafft er am Rhein die letzte und gründlichste Grenzbefestigung, die sich lange bewährt hat. — Aber Valentinian ist nicht nur Kriegsmann und Feldherr, er ist auch Staatsmann. Auf religiösem Gebiete kehrt er zu Konstantins überlegener Unparteilichkeit zurück, ohne doch in die innerkirchlichen Kämpfe einzugreifen. Seine strenge Gerechtigkeit ließ ihn gegen Beamtenverfehlungen den kleinen Leuten gegenüber sogar zur Härte und Grausamkeit greifen. (Der Bärenzwinger in seinem Palast!) Seine Zornausbrüche waren gefürchtet. — Doch fehlt es auch nicht an freundlicheren Zügen. Er war es, der als Erzieher seines ältesten Sohnes den Mosella-Dichter Ausonius an seinen Hof berief. Um diese Zeit muß in Trier ein reges geistiges Leben geherrscht haben; viele Größen trafen sich hier. Der sehr tätige Herrscher hat von hier in den sieben Jahren seines Verweilens nicht weniger als 69 Gesetze ausgehen lassen. Noch in der Blüte der Jahre erliegt er 375 im fernen Feldlager einem Schlaganfall.

Sein Nachfolger ist der 16jährige *G r a t i a n*, der seinen 4jährigen Stieffbruder Valentinian als Mitherrschers annimmt. Gratian ist der erste Kaiser, der den Titel *pontifex maximus* und damit die oberste Sorge auch für das heidnische Religionswesen ablehnt. Doch war er schwach und unselbstständig, schließlich nur noch dem Sport (Bogenschießen) ergeben. 383 wurde er von seinen eigenen Soldaten erschlagen. Der Nachfolger war der Mörder Gratians, *M a g n u s M a x i m u s*, ein Spanier und Verwandter des großen Theodosius, dessen Name aber befleckt ist durch das erste Beispiel eines Ketzergerichts (Priscillianisten). 388 wird der Emporkömmling erledigt. Im Jahre darauf kehrte *V a l e n t i n a n II.*, 18jährig, an seinen Geburtsort und in den Palast seines Vaters zurück. Zu regieren hatte er nichts; das besorgte sein harter Zuchtmeister Arbogast. Und schon im Jahre 392 endete das Leben dieses jungen Kaisers; der genaue Hergang dieses Trauerspieles ist nicht mehr zu ermitteln. Mit Valentinian endete ziemlich kläglich das Trierer Kaisertum, das so stolz begonnen hatte.

V. Das Münzwesen der Rheinlande zur Zeit der staufischen Kaiser.

Von Dr. Hävernick, Hamburg.

Der Vortragende führte aus, daß die Münzwissenschaft recht erhebliche Beiträge zur Handels- und Wirtschaftsgeschichte zu liefern vermag, und zwar besonders für die Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts: in dieser Periode nämlich ist die Wirtschaftsgeschichte mit ihren Quellen immer noch spärlich versehen, während die Numismatik für diese Zeit zum erstenmal ein größeres Material erlangt, durch die im 12. Jahrhundert einsetzende Gewohnheit in den Urkunden die bei Zahlungen gewünschten Pfennigsorten näher zu bezeichnen, also statt „denarii“ jetzt z. B. genauer „denarii treverenses“ auszubedingen. Durch diese neue

Pfennigart vermag die Numismatik durch sorgfältige Einzeichnung aller solcher Nachrichten auf Karten genau die Verbreitungsgebiete der einzelnen Pfennigsorten zu umreißen.

Das Münzwesen der Stauferzeit hat mit dem Münzwesen der vorangehenden Jahrhunderte gemein, daß nur Silber, und zwar nur der silberne Pfennig sowie dessen Teilstücke ausgemünzt werden. Es unterscheidet sich aber von jenem wesentlich dadurch, daß um 1100 das ganze Münzwesen mehr und mehr dem Reich entgleitet und in die Hände der Fürsten gelangt. Diese versuchen, es vor allem als Einnahmequelle auszubeuten, und zwar indem sie dem Volk die regelmäßige Verrufung und Umwechslung der umlaufenden Gepräge aufzuzwingen versuchen, indem sie ferner alle fremden Münzen vom Umlauf ausschließen wollen und indem sie den Verkehr mit ungemünztem Silber verbieten. Es ist nun aber den Münzherren nicht gelungen, diese Forderungen durchzusetzen, denn Handel und Verkehr erwiesen sich als stärker und machten alle diese Maßnahmen undurchführbar. Wohl zerfällt um 1100 die Einheit des Münzwesens, aber es bilden sich nicht kleine und kleinste Münzbezirke, die sich etwa genau mit dem Territorium des Münzherren decken, sondern um die bedeutenderen Münzstätten bildet sich ein Gebiet heraus, in dem der Pfennig dieser Münzstätte als Währung gegeben und genommen wird, und in welchem Gebiet andere Pfennigsorten in der Regel vom Volk überhaupt garnicht angenommen werden. Der Umlauf der Pfennige wird in diesem Gebiet also nicht durch Gesetze des Landesherrn erzwungen, sondern er wird gefördert durch den natürlichen wirtschaftlichen Einfluß der Stadt, in der die Münzstätte sich befindet. Um dies an einem Beispiel zu erläutern: Der Trierer Pfennig kursiert in einem großen Gebiet im Umkreis der Stadt Trier, und zwar auch in solchen Gegenden, die politisch nicht zum Erzstift Trier gehören. Dagegen vermag der Münzherren nicht, den Trierer Pfennig auch in den entfernter liegenden Teilen des Trierer Erzstifts einzuführen: Der Trierer Pfennig wird also nur in den Gegenden genommen, deren wirtschaftlicher Mittelpunkt eben die Stadt Trier ist. Durch die Herausarbeitung der Verbreitungsgebiete der einzelnen Pfennigsorten vermag die Numismatik regelrechte „Verkehrsräume“, die um einen wirtschaftlich bedeutsamen Mittelpunkt liegen, fest zu umreißen.

In den Rheinlanden, sowie in den mit diesem eng verbundenen Gegenden der Wetterau und des Oberlahngaus vermögen bei weitem nicht alle Münzherren ihren Geprägen so ein Umlaufsgebiet zu verschaffen. In diesen Gegenden bringen es nur der Kölner, der Trierer, der Mainzer, der Wetterauer und der Marburger Pfennig zum Umlauf unter eigenem Bild und Namen. Die anderen Münzstätten, die im Verbreitungsgebiet dieser Pfennigsorten liegen, müssen entweder auf eine Prägung überhaupt verzichten, oder sie ahmen in Münzfuß und Bild die Erzeugnisse der bedeutenderen Münzstätten nach.

Der Vortragende führte nun die Gepräge der oben genannten größeren Münzstätten im Lichtbilde vor und zeigte auch Nachahmungen dieser Pfennige durch die kleineren Münzstätten. Ferner konnten auch die auf Grund der Quellenuntersuchung entworfenen Karten von den Umlaufsgebieten der einzelnen größeren Pfennigsorten im Lichtbild vorgeführt werden.